



Foto: Daniela Warzecha

Am liebsten auf bestimmten Blüten: Nicht jede Pflanzenart ist bei lokalen Wildbienen- und Schwebfliegenarten gleich gern gesehen.

Biologen identifizieren Schlüsselpflanzen für Bestäubervielfalt

## Summ, summ, summ ...

str. Ob „Bienenfreundin“ oder „Bienenschmaus“ – Blümschungen von Saatgutherstellern enthalten oft möglichst viele Pflanzenarten. Doch kommt es nicht nur auf die Menge an, wie die JLU-Biologen Daniela Warzecha und Dr. Frank Jauker herausgefunden haben. Vielmehr gibt es wichtige Schlüsselarten, die lokale Wildbienen- und Schwebfliegenarten besonders gern ansteuern. Die Forscherinnen und Forscher beobachteten zwei Sommer lang 74 verschiedene Wildbienen- und Schwebfliegenarten auf eigens gepflanzten Blumenwiesen. Als sehr attraktiv für einen Großteil der Pollenträger erwiesen sich Rainfarn-Phazelie (*Phacelia tanacetifolia*), Färberkamille (*Anthemis tinctoria*), Weißer Gänsefuß (*Chenopodium album*) sowie Gemeine Schafgarbe (*Achillea millefolium*).

Entscheidend für die Vielfalt der Bestäuber ist demnach die Verschiedenheit bestimmter Schlüssel-Pflanzenarten, nicht unbedingt die Blütenvielfalt als solche. Mit der richtigen Saatenmischung also können Agrarumweltprogramme noch erfolgreicher werden. Am besten jedoch für die Artenvielfalt sind naturnahe Lebensräume, für deren Erhalt die Biologinnen und Biologen plädieren.

### Wussten Sie schon, ...

... dass Antibiotikaresistenzen vererbt werden können? „Anlass zur Sorge“ gibt das Gen *mcr-1*, mit dem sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der JLU und des Deutschen Zentrums für Infektionsforschung (DZIF) beschäftigen. Das Gen macht Darmbakterien unempfindlich gegen Colistin – ein sogenanntes Reserve-Antibiotikum, das bisher zum Einsatz kommt, wenn andere Antibiotika nicht mehr wirken. Gefährlich wird es laut Dr. Linda Falgenhauer, DZIF-Wissenschaftlerin an der JLU, wenn ein solches Gen von mobilen Plasmiden in das Chromosom von Bakterien springt, denn dann kann es stabil vererbt werden.

Foto: J. Schmiedel



### IMPRESSUM

**Herausgeber:** Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen  
**forumforschung** erscheint zwei Mal jährlich mit dem **uniforum**  
**Redaktion:** Sara Strüßmann (str), verantwortlich, Charlotte Brückner-Ihl (chb), Lisa Dittrich (dit), Caroline Link (cl)  
 Pressestelle der JLU, Postfach 11 14 40, 35390 Gießen (Ludwigstraße 23),  
 Telefon: 0641 99-12041, Fax: 0641 99-12049,  
 pressestelle@uni-giessen.de, www.uni-giessen.de  
**Layout:** Wolfgang Polkowski  
**Druck:** Druckerei H. Bender GmbH  
**Titelbild:** Ausschnitt aus dem Kunstwerk „Romany Underground System“ von Damian Le Bas, 2007.

# forum forschung

3. Jahrgang · 2016 · Nr. 2

JUSTUS-LIEBIG-  
UNIVERSITÄT  
GIESSEN

## Von Sicherheit und Ausgrenzung

Gießener Projekt erforscht Umgang mit der europäischen Roma-Minderheit

forumforschung · 2016 · Nr. 2

Im Gespräch: Prof. Monika Schuhmacher

## Offenheit wagen

Interview: André Gärisch



Foto: Tili Schürmann

Prof. Monika Schuhmacher lehrt an der JLU Technologie-, Innovations- und Gründungsmanagement. Zuvor war sie an der Universität Mannheim sowie an verschiedenen Business Schools in Europa tätig. In ihrer Forschung befasst sie sich unter anderem mit Themen wie Open Innovation oder Entrepreneurial Marketing. Prof. Schuhmacher berät zudem internationale Unternehmen.

**forumforschung:** Sie beschäftigen sich mit dem neuartigen Ansatz der „Open Innovation“. Worum geht es dabei?

**Schuhmacher:** Open Innovation bedeutet, als Unternehmen seine Grenzen nach außen zu öffnen, um innovationsrelevante Informationen jeglicher Art von verschiedenen Akteuren, etwa von Kunden, Zulieferern oder Hochschulen, zu erlangen. Diese Informationen sollen helfen, Innovationen besser, schneller und günstiger durchzuführen. Gleichzeitig wird auch Wissen nach außen gegeben, etwa im Dialog mit sogenannten Lead Usern, Nutzern, die das Potenzial besitzen, Innovationen entscheidend voranzutreiben.

**forumforschung:** In welchen Branchen stehen solche offenen Innovationsansätze besonders im Fokus?

**Schuhmacher:** Das Thema „Open Innovation“ ist eigentlich in allen Branchen von großer Bedeutung; so auch in der Sportindustrie. Dort werden zum Beispiel sogenannte Lead User in die Innovationsentwicklung eingebunden. Das Snowboard ist Resultat dieser Herangehensweise; auch das Mountainbike wurde auf Basis von Kundeninformationen entwickelt, die Verbesserungspotenziale im ursprünglichen Produkt gesehen haben. Webasto ist ein Hersteller von Autoschiebedächern, der immer wieder Lead-User-Workshops organisiert, um Ideen von Kunden aufzunehmen. Dort werden zum Beispiel Taxifahrer oder -fahrerinnen eingeladen – Leute also, die viel in Autos sitzen –, und gefragt, ob sie bereits irgendwelche „handgemachten“ Veränderungen an ihrem Schiebedach vorgenommen haben, um es ihren Bedürfnissen anzupassen. Man will dort also weniger von null an mit den Nutzern ein



Foto: Colorphoto.de/RetiStock/Maxim

Erfolgreich sind Unternehmen mit Innovationen, wenn Nutzerinnen und Nutzer in die Produktentwicklung eingebunden werden – die besonderen Anforderungen an Mountainbikes etwa wurden so aus Kundensicht gleich mitbedacht.

Produkt entwickeln, sondern Anregungen zur Innovationsentwicklung sammeln.

**forumforschung:** Birgt die für das Open-Innovation-Prinzip charakteristische Transparenz nicht auch Nachteile? Schließlich gibt das Unternehmen interne Informationen nach außen ab.

**Schuhmacher:** Tatsächlich wird dieser Aspekt von vielen Unternehmen als Grund genannt, warum sie Open Innovation eher kritisch gegenüberstehen. Ich persönlich erlebe immer wieder Gründer und Gründerinnen, die über ihre Idee nichts preisgeben wollen. Das ist die falsche Strategie, denn es zeigt sich – wir konnten das kürzlich in einer Studie belegen –, dass Firmen, die sich nicht öffnen, Innovationen weniger erfolgreich durchführen. Die interne Wissensgenerierung ist zwar auch wichtig, aber sie reicht nicht aus, um entscheidende Vorteile zu erlangen. Im Übrigen besteht auch die Möglichkeit, sich über Verträge abzusichern, um so der Weitergabe von Informationen an Konkurrenzunternehmen vorzubeugen.

**forumforschung:** Sie sprachen bereits vom „Lead User“. Wie identifiziere ich als Unternehmen, welche Kunden geeignet sind, ent-

scheidend bei der Innovationsentwicklung mitzuwirken?

**Schuhmacher:** Das ist eine große Herausforderung, denn Lead User sind schwer zu identifizieren. Innerhalb einer Branche gibt es vielleicht eine Hand voll wirkliche Lead User. Wir an der Professur haben uns die Frage nach typischen Eigenschaften von Lead Usern gestellt. Wir fanden, dass der wichtigste Treiber für relevante und neue Ideen im Bereich der Innovationsentwicklung die Unzufriedenheit mit den bestehenden Produkten ist. Zudem sind Lead User eher extrovertiert, ihrer Zeit voraus und profitieren selbst von der Innovation. Die emotionale Beteiligung des Konsumenten am tatsächlichen Produktkauf spielt hingegen kaum eine Rolle.

**forumforschung:** Der Lead User ist identifiziert – wie kann ich diesen „besonderen“ Kunden nun motivieren, sich für mein Unternehmen einzusetzen?

**Schuhmacher:** In der Forschung zeigt sich, dass sich Lead User durch finanzielle Anreize nicht motivieren lassen; daher muss ich mir als Unternehmen Gedanken darüber machen, wie ich den Kunden anders

motivieren kann. Wenn sich ein Innovationsprojekt erfolgreich entwickelt, könnte man dem Lead User etwa ein Exemplar des Endprodukts überlassen. Interessant ist, dass finanzielle Anreize Mitarbeiter des Unternehmens sehr wohl zu einer Steigerung des Engagements motivieren. Lead User und Mitarbeiter eines Unternehmens unterscheiden sich an dieser Stelle deutlich.

**forumforschung:** Sie haben erforscht, wie das Zusammenspiel zwischen Unternehmen und Wissensbrokern – Online-Plattformen, auf denen Anwenderinnen und Anwender ihr Know-how anbieten – verbessert werden kann.

**Schuhmacher:** Durch die Hilfe von Wissensbrokern können Innovationsentwicklungsprozesse stark verkürzt werden. Unternehmen können dort ihre Problemstellungen posten und vom Wissen der angemeldeten User profitieren. Wir fanden heraus, dass sich die verschiedenen Wissensbroker miteinander stark voneinander unterscheiden, etwa hinsichtlich des Know-hows und der Anzahl der Teilnehmer, der Aufbereitung, Übersetzung und Aufbereitung der Innovationsproblematik oder der Möglichkeiten zur Anreizsetzung. Aufgabe des Unternehmens ist es demgemäß, eine Plattform zu finden und zu nutzen, die mit ihren Eigenschaften am besten zur jeweiligen Innovationsproblematik passt. Bislang tendierten Firmen eher dazu, wahllos Wissensbroker auszuwählen oder immer den gleichen Anbieter zu nutzen – auch deswegen, weil sich die Plattformen ihrer eigenen Merkmale bislang gar nicht bewusst waren und sich nicht eindeutig positionierten.

**forumforschung:** Schauen wir 20 Jahre voraus – welche Trends sehen Sie im Bereich der Open Innovation?

**Schuhmacher:** Das Prinzip des „Lean Development“ wird noch weiter an Relevanz gewinnen. Das heißt, der Kunde und auch andere Akteure werden nicht mehr nur am Anfang und am Ende des Innovationsprozesses integriert, sondern in sämtlichen Stufen. Das Unternehmen hat so die Möglichkeit, das Produkt in Schleifen immer weiter zu verbessern. Das ist zwar aufwändig und anstrengend, weil Dinge ständig hinterfragt werden, aber es lohnt sich.

Die Professur von Monika Schuhmacher bietet Studierenden Praxisnähe: Aktuelle Problemstellungen aus dem Unternehmensalltag werden hier in Forschung und Lehre bearbeitet. So finden sich innovative Lösungen, bei denen der Wissenstransfer in beide Richtungen erfolgt: Forscherkenntnisse fließen in die Unternehmensarbeit ein, fachliche Impulse aus der Praxis bieten Anregungen für Seminare und Studien. Eine gute Basis, auch für junge Gründerinnen und Gründer.

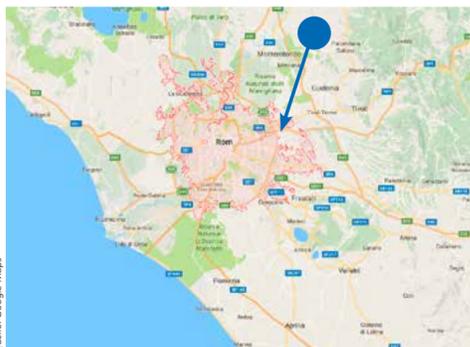
# Kein Dorf der Solidarität

Von Gesa Coordes

Das Roma-Lager Salone liegt weit außerhalb der Millionenstadt Rom. Hinter dem Tor stehen drei mal sieben Meter große Wellblechcontainer mit winzigen Fenstern in Reih und Glied dicht beieinander. Mehr als 700 Menschen leben in den Baracken. In den engen Gassen huschen Ratten, heulen wilde Hunde und schimmeln Matratzen, die Einwohner Roms am Wochenende heimlich entsorgen. Es stinkt nach Kloake und brennenden Abfällen. Dabei gilt Salone als voll ausgestattete „Modellsiedlung“ zur Integration der Roma. „Dorf der Solidarität“ haben es die Behörden ganz offiziell genannt.

Das umstrittene Lager jenseits der Ringautobahn der italienischen Hauptstadt ist ein gutes Beispiel für das, was die Gießener Politikwissenschaftlerin Prof. Dr. Regina Kreide mit dem sperrigen Begriff der „Versicherheitlichung“ bezeichnet. Damit sind Sicherheitsmaßnahmen gemeint, die in ihr Gegenteil umschlagen. „Aus der vermeintlichen Schutzhaltung heraus sollen die Betroffenen besser drangsalieren und überwacht werden“, erläutert die Forscherin. „Zwischen Minderheitenschutz und Versicherheitlichung. Die Herausbildung der Roma-Minderheit in der modernen europäischen Geschichte“, lautet der Titel des Forschungsprojekts, das zum Sonderforschungsbereich „Dynamiken der Sicherheit“ gehört.

Offiziell wurde das Camp 1999 errichtet und in mehreren Etappen vergrößert, um die Minderheit besser zu integrieren. Doch mannshohe Eisenzäune umgeben das Camp. Bis 2014 gab es sogar mehr als 30, wenngleich weitgehend nutzlose, Videokameras: „Man hat dieses Lager fast so abgeschottet wie Nervenheilanstalten und Gefängnisse“, sagt Kreide.



Mitten in Europa und doch weit außerhalb: das Roma-Lager Salone bei Rom.

Der „Nomaden-Plan“ sei in sein Gegenteil umgeschlagen, so Projekt-Mitarbeiterin Dr. Ana Ivasiuc. Die Roma haben nach Zwangsumsiedlungen aus anderen Gebieten Roms fast gar keinen Kontakt mehr zu Einheimischen. Und es gebe mehr interne Konflikte und mehr Vandalismus in dem überfüllten Camp, in dem auch verfeindete Roma-Gruppen zusammengepfercht wurden. Zudem hätten Polizei und Bürgerwehr die Situation so eskalieren lassen, dass sogar nach militärischen Interventionen gerufen wird.

## Zweimal täglich hält der Zug

Wochenlang war Ivasiuc im Lager Salone unterwegs. Die aus Rumänien stammende Wissenschaftlerin interviewte Bewohner, Mediatoren, Nachbarn und Polizisten, aß mit Roma-Familien und begleitete eine freiwillige Bürgerwehr, deren Mitglieder dort jede Nacht „auf Streife“ gehen. Die Hass-Kommentare der bürgerlichen Nachbarn schockierten auch sie: Man solle den Roma „eine Lektion erteilen“ und das Camp mit allen Bewohnerinnen und

Bewohnern niederbrennen, hörte sie während der nächtlichen Touren.

Ausgewertet hat sie Fotos und Kommentare, wie sie von den Patrouillen fast täglich in den sozialen Netzwerken eingestellt werden. Darin präsentieren sie sich als „brave Bürger“, die „aus Liebe zur Heimat“ die „echten Italiener“ und die „Steuer zahlenden Geschäftsleute“ beschützen. Immer wieder sieht man Fotos von Roma-Frauen und Kindern, die im Müll wühlen. Schwarze Rauchsäulen über dem Camp sollen zeigen, mit welcher giftigen Dämpfen die Lagerbewohner mit ihren brennenden Abfällen ihre Nachbarn schädigen. Kein Wort darüber, dass die Menschen im Camp wenig Chancen haben, ihren Lebensunterhalt anders zu verdienen. Kein Wort auch darüber, dass sowohl Betriebe mit mafiaähnlichen Strukturen als auch Privatleute ihren Müll selbst bringen, um ihn auf diese Weise billig loszuwerden. Stattdessen werden die Roma selbst wie Abfall dargestellt. Unter dem Foto eines Jungen, der halb in einem Müllcontainer steckt, empfehlen die Nachbarn, dem Knaben doch einen Schubs zu geben, damit er ganz im Dreck landet.

Dabei haben es die Kinder mit ihrer Herkunft und den langen Wegen zur Schule ohnehin sehr schwer. Und auch die Erwachsenen haben weite Anfahrtswege, wenn sie einem geregelten Job im Zentrum von Rom nachgehen wollen. Selbst der Zug hält nur zweimal am Tag in Salone. Stattdessen müssen die Familien zwei Kilometer an einer stark befahrenen Straße bis zur nächsten Busstation gehen.

Vorgestellt hat Ana Ivasiuc die ersten Ergebnisse während einer Internationalen Konferenz über „The politics of security“, die im Frühsommer in Gießen stattfand. Mit dabei waren auch der italienische Roma-Mediator Emil Julien Costache, die aus einer Sinti-Familie stammende Jazzsängerin Dotschy Reinhardt und der Mitbegründer des Göttinger Roma-Centers, Kenan Emin.

## Vorurteile und Ausgrenzung

Regina Kreide hat die Konferenz mit ihrer Gruppe ausgerichtet, zu der noch der Amsterdamer Wissenschaftler Dr. Huub van Baar als Postdoc-Mitarbeiter zählt. Huub van Baar ist ausgewiesener Experte auf dem Gebiet der Roma- und der Sicherheitsforschung. Während seiner nächsten Feldforschung in Osteuropa will er die Wohnsituation, die Beziehungen zwischen Roma und der Polizei sowie Projekte gegen ihre Ausgrenzung untersuchen. Regina Kreide forscht seit ihrer Dissertation über Menschenrechte und die Rechte von Minderheiten. Die Roma bilden die größte ethnische Minderheit in Europa. Ihre Zahl schätzt die EU auf zehn bis zwölf Millionen. Das Vorurteil vom „fahrenden Volk“ ist allerdings völlig falsch. „Es sind keine Nomaden“, sagt Kreide: „Selbst in der Vergangenheit waren nur zwei bis drei Prozent der Roma nicht sesshaft.“ Sie seien aber oft aus ihren angestammten Ländern vertrieben worden.



Bei der Europäischen Roma-Konferenz 2014 mit mehr als 500 Teilnehmerinnen und Teilnehmern fragt ein Plakat nach den Rechten der Roma-Minderheit: „We are 12 million European citizen – where are our rights?“

In der Projektgruppe geht es vor allem um die Frage, wie sich der Sicherheitsbegriff und die Diskussion über Sicherheit verändert. Seit dem Fall der Mauer und der EU-Osterweiterung legte die Europäische Union Aktionsprogramme und Projekte auf, um die Roma als gefährdete, europäische Minderheit besser zu schützen und zu unterstützen. Auch die Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa KSZE nahm sich der Rechte der Roma mit einem Aktionsplan an. Der Europarat verabschiedete ein Rahmenabkommen und fördert Programme zur gleichberechtigten Teilhabe. Doch die Erfolge, so Huub van Baar, sind mager, die Gelder zur sozialen Integration der Roma wurden kaum abgerufen.

Stattdessen kippte die Diskussion. Diskutiert wird – vor allem nach den terroristischen Anschlägen – auch über Sicherheit vor Minderheiten, Flüchtlingen und Einwanderern. Vor diesem Hintergrund werden auch Roma-Minderheiten aus dem Osten in westeuropäischen Ländern wie Italien, Frankreich, Deutschland, Belgien und den Niederlanden zunehmend als Gefahr für die öffentliche Sicherheit angesehen.

Zu beobachten ist dieses Phänomen in ganz Europa: Der ehemalige französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy ließ Roma massenhaft ausweisen. In Tschechien und der Slowakei werden Mauern zwischen Roma-Siedlungen und angrenzenden Wohnvierteln errichtet. Dort besucht – unabhängig von seiner tatsächlichen Intelligenz – jedes dritte Roma-Kind eine Sonderschule für geistig Behinderte. Besonders dramatisch ist die Situation in Ungarn, wo Roma durch Rechtsradikale ermordet wurden.

Auch in Deutschland hat sich der Umgang verschärft, berichtet Regina Kreide. Hier gibt es viele gut integrierte Roma, die ihre Herkunft zum Teil verheimlichen. Seit den 90er Jahren kamen Roma dazu, die vor dem Krieg aus Serbien und dem Kosovo flohen und nun meist als geduldete Flüchtlinge in Deutschland leben. Inzwischen werden diese Familien oft ohne Vorankündigung abgeschoben, auch wenn sie bereits seit 20 Jahren Teil der Gesellschaft sind. Kreide: „Ein Leben in permanenter Unsicherheit ist die andere Seite der Versicherheitlichung.“

## Dynamiken der Sicherheit

Der Sonderforschungsbereich (SFB/TRR 138) gehört zu den großen Erfolgen der Forschungsallianz zwischen der Justus-Liebig-Universität Gießen und der Philipps-Universität Marburg: Mit ihrem gemeinsamen Antrag zu „Dynamiken der Sicherheit. Formen der Versicherheitlichung in historischer Perspektive“ überzeugten die mittelheissischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Für den gleichnamigen Sonderforschungsbereich erhalten sie innerhalb von vier Jahren knapp zehn Millionen Euro, von denen 20 Teilprojekte profitieren.



Prof. Regina Kreide leitet das Teilprojekt zu den Roma an der JLU. Gemeinsam mit Dr. Ana Ivasiuc und Dr. Huub van Baar erforscht sie die „Un-Sicherheit“ dieser Menschen.

Das Großprojekt, an dem auch das an beiden Universitäten verankerte Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung beteiligt ist, wurde 2014 gestartet und läuft vier Jahre. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sich Vorstellungen von Sicherheit entwickeln, wie etwas zu einem Sicherheitsproblem wird und welche politischen Folgen dies hat, sagt der Gießener Koordinator, Prof. Dr. Horst Carl: „Wir wollen den Wandlungsprozessen historisch und gegenwärtig auf die Spur kommen.“

Der Sonderforschungsbereich greift dabei Forschungsansätze der Politikwissenschaft auf, vor allem das Modell der „Securitization“ der „Copenhagen School“ der Internationalen Beziehungen. Er geht aber über das Modell hinaus, das in historischer Perspektive weiterentwickelt wird.

Mit dabei sind rund 80 Forscherinnen und Forscher aus den Geschichtswissenschaften, der Soziologie, der Kunstgeschichte, den Politikwissenschaften und dem Völkerrecht. Sie treffen sich mehrmals im Jahr zu Tagungen, Konferenzen, Vorträgen, Workshops, Diskussionen und Arbeitsgruppen.

Die meisten Teilprojekte betrachten das Thema historisch. So werden etwa die Kreuzfahrerherrschaften des Nahens Ostens, dynastische Eheverträge, konfessionelle Minderheiten und der Landfrieden in der Frühen Neuzeit untersucht. Es geht aber auch um die internationale Ächtung des Genozids, um Staatssicherheit, militärisches Engagement im Ausland und politische Sicherheit nach der Weltfinanzkrise.



Das Roma-Lager Salone außerhalb von Rom dient mit seinen hohen Zäunen eher der Ausgrenzung der Minderheit denn einer gelungenen Integration.